

Karen Witemeyer

Sieben
Helden
für Penelope


Francke

Prolog

Chicago, Illinois
Frühling 1892

»Du musst die Augen senken und den Kopf gebeugt halten«, wies Edith sie an. »Tu nichts, um die Aufmerksamkeit auf dich zu lenken. Eine Frau wie Narcissa LaBelle will im Rampenlicht stehen, also musst du im Vergleich zu ihr eher etwas trübe wirken. Halte dich im Hintergrund. Ich kann dir nicht mehr helfen, wenn ihre Truppe erst einmal die Stadt verlassen hat.«

Penelope biss sich auf die Unterlippe und nickte. Nur mühsam konnte sie die Tränen zurückhalten, die in ihr aufsteigen wollten. Entschlossen strich sie die braune Baumwollschürze glatt, die sie über dem formlosen, schlammfarbenen Kleid trug. Edith und sie hatten diese Garderobe mit Bedacht ausgewählt – hatten darauf geachtet, dass sie vor allem praktisch war, und Kleidungsstücke ausgesucht, unter denen Penelope ihre Figur verstecken konnte, da diese bei ihrer letzten Anstellung für solche Probleme gesorgt hatte.

Du beginnst ein neues Abenteuer, Pen, und hast die Möglichkeit, neue Orte kennenzulernen. Neue Menschen zu treffen. Trauere nicht um das, was du zurücklässt. Der Herr bietet dir die Chance für einen Neustart. Mach etwas daraus. »Ach, mein Lämmchen.« Edith zog Penelope in einer unerwarteten Umarmung an die Brust. »Ich werde dich schrecklich vermissen.«

Die Köchin der Wyndhams-Mädchenschule zeigte ihre Emotionen nur selten und schien diesen Gefühlsausbruch auch schon wieder zu bereuen, denn sie machte einen entschlossenen Schritt zurück und schob Penelope mit einem Schniefen von sich. Dann ging sie ans Fenster von Madame LaBelles Wohnzimmer, in das man sie geführt hatte.

Penelope folgte ihr und legte der älteren Frau eine Hand auf die Schulter. »Ich werde dich auch vermissen. Miss Wyndham mag mich in Grammatik, Literatur und Geschichte unterrichtet haben, doch all das, was du mir beigebracht hast, trage ich im Herzen.«

Mit ihren knorrigen Fingern ergriff Edith Penelopes Hand. Die Gelenke waren geschwollen von jahrzehntelanger, harter Arbeit. Die Haut rau und aufgerissen. Dieselben Hände hatten Penelope schon als Baby gehalten, hatten sie aus dem Korb gehoben, in dem man sie inmitten eines Schneesturmes auf den Stufen des Schulhauses abgestellt hatte. Diese Hände hatten sie gelehrt, wie man Teig knetete und feine Stickereien anfertigte. Sie hatten sich über den ihren gefaltet und ihr beigebracht, wie man zu Gott betete, der all seine Kinder liebte, egal wie bescheiden und ärmlich der Start ins Leben gewesen sein mochte.

Die Tür des Wohnzimmers öffnete sich und Penelope riss sich von Edith los. Sie drehte sich zu der Person um, die den Raum betreten würde, und senkte den Kopf. Genau so, wie man sie angewiesen hatte. Das Dienstmädchen, das sie schon bei ihrer Ankunft in Empfang genommen hatte, hielt die Tür auf, während eine beeindruckende Dame in den Raum fetzte.

Penelope warf der Frau, die ihre zukünftige Arbeitgeberin sein würde, einen verstohlenen Blick zu und musste sich zusammenreißen, um sie nicht mit offenem Mund anzustarren. Madame LaBelle war die hübscheste Frau, die Penelope jemals gesehen hatte. Elegant und anmutig. Sie bewegte sich mit einer solchen Grazie, dass nicht einmal ihr Rock raschelte. Und was für ein Rock das war! Strahlend rot mit zarten, schwarzen Blumen, die wie in einer sanften Brise im Abendrot über den Stoff zu tanzen schienen. Die Taille war mit schwarzer Spitze besetzt und betonte die schlanke Figur der Schauspielerin. Am Hals war das Kleid tiefer ausgeschnitten, als es die aktuelle Mode vorgab, und unterstrich damit ihre Kühnheit und Selbstsicherheit. Allein ihre Präsenz verlangte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden.

»Ach! Da sind Sie ja, meine Lieben.« Madame LaBelles Gesicht hellte sich auf, als habe sie schon stundenlang nach ihnen Ausschau gehalten. »Lassen Sie uns sofort zum Geschäftlichen kommen.«

Ihr Arm beschrieb einen weiten Bogen, als sie Penelope und Edith bedeutete, ihr voran zu einer kleinen Sitzgruppe am Kamin zu gehen.

»Nehmen Sie bitte auf dem Kanapee Platz«, lud sie sie ein, während sie selbst sich auf dem länglichen, hellgrünen Sofa niederließ. »Sie müssen mein zerrupftes Aussehen entschuldigen.« Sie hob eine Hand an ihre perfekt frisierten Locken. »Ich bin schon den ganzen Tag am Packen. Das ist sehr ermüdend.« Sie lächelte Penelope an. »Weshalb ich auch sehr dankbar bin, dass Sie sich unserer fröhlichen Schar von Reisenden anschließen möchten.«

Madame LaBelle hob eine Augenbraue, während sie Penelope von Kopf bis Fuß musterte. Ihr Lächeln trübte sich etwas ein und wurde abschätzender. Doch nun war es zu spät, um sich zu verstecken. Obwohl der Gedanke, dass diese glamouröse Frau mit der olivfarbenen Haut, den hohen Wangenknochen und der welt erfahrenen Ausstrahlung sich von Penelopes Aussehen bedroht fühlen könnte, lächerlich war. Als vergleiche man eine Königin mit einem Milchmädchen.

Doch wenn man den Gerüchten Glauben schenkte, hatte Madame LaBelles spontaner Entschluss, Chicago zu verlassen und sich einer gen Westen reisenden Truppe Schausteller anzuschließen, mit einer Theaterkritik des *Tribune* zu tun, die andeutete, dass sie mittlerweile zu alt sei, um auf der Bühne das unschuldige junge Mädchen zu verkörpern. Penelope konnte sich gut vorstellen, dass ein solch böser Artikel selbst die hübscheste Frau dazu bringen konnte, an sich selbst zu zweifeln.

»Sie sind alles andere als zerrupft, Madame.« Ehrliche Bewunderung schwang in Penelopes Stimme mit. »Sie sind die beeindruckendste Frau, der ich jemals begegnet bin.«

Madame LaBelle musterte Penelope nicht länger und blinzelte.

Für den Bruchteil einer Sekunde stand Verletzlichkeit in ihren braunen Augen, doch sofort hatte sie sich wieder im Griff und ihre Selbstsicherheit kehrte zurück.

»Was sind Sie für ein wunderbares Mädchen.« Ein neues Lächeln zog über ihr Gesicht und entblößte zwei Reihen gerader weißer Zähne. Doch es war nicht so breit, dass sich Fältchen um die Augen bilden konnten. Ihr Gesichtsausdruck betonte den kleinen Schönheitsfleck auf ihrer linken Wange. »Wie alt sind Sie?«

»Neunzehn, Ma'am. Nächsten Monat werde ich zwanzig«, antwortete Penelope höflich und senkte unterwürfig den Kopf.

Eine Angestellte äußerte nicht ungefragt ihre Meinung oder kommunizierte auf Augenhöhe mit Respektspersonen. Madame LaBelle schien ihr den Fehltritt, ungefragt gesprochen zu haben, verziehen zu haben, da sie ihr ein Kompliment gemacht hatte, doch ab jetzt würde Penelope zeigen, dass sie wusste, wo ihr Platz war.

Sofort antworten. Nur sprechen, wenn man gefragt wurde. Immer Respekt und Achtung zeigen.

»Als Miss Wyndham Sie mir empfohlen hat, hat sie mir versichert, dass Sie lese- und schreibkundig sind und eine sehr ordentliche Handschrift haben. Trifft das zu?«

»Ja, Ma'am.«

Edith beugte sich vor und zog ein gefaltetes Blatt Papier aus ihrer Handtasche. »Ich habe hier eine Schriftprobe, Madame.« Sie händigte Madame LaBelle einen Aufsatz aus, den Penelope geschrieben hatte, bevor sie sich für eine Anstellung im Haushalt der Carlises beworben hatte. »Sie hat mit Bestnoten bestanden.«

»Wunderbar.« Madame LaBelle überflog den Aufsatz oberflächlich, dann reichte sie ihn Edith zurück, offensichtlich nicht interessiert am Inhalt, sondern nur an der Handschrift. »Ich brauche jemanden, der sich um meine Korrespondenz und andere profane Dinge kümmert.« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Penelope zu. »Manchmal fällt es mir schwer einzuschla-

fen. Ab und an werde ich Sie also auch bitten, mir vorzulesen. Wenn ich Sie beauftragen würde, ein Buch mit Gedichten auszusuchen, das meinen ruhelosen Geist beruhigt, welches würden Sie auswählen?«

Das war ein Test. Penelopes Puls beschleunigte sich sofort. Sie durchforstete ihr Gedächtnis nach einem Gedicht, das sie in der Schule auswendig gelernt hatte, und versuchte, sich vorzustellen, welches davon einer berühmten Schauspielerin gefallen könnte. Doch sie kannte Madame LaBelles Geschmack nicht. Bevor die Stille zu lange dauerte und unangenehm wurde, klammerte sie sich gedanklich an die Zeilen, die ihr eigenes Herz stets angesprochen hatten. Eine Beschreibung dessen, wie wertvoll es war, irgendwann im Leben die eine, wahre Liebe zu finden. Ohne diese Liebe jedoch schien alles andere nichtig.

»Percy Bysshe Shelley«, sagte Penelope. »Ich finde seine Versmaße beruhigend und seine idyllischen Beschreibungen rufen friedvolle Bilder hervor.«

Madame LaBelle beugte sich vor, ihr Blick herausfordernd, erwartungsvoll. »Und welches Gedicht genau?«

Penelope verschränkte die Finger in ihrem Schoß, schloss die Augen und zitierte ihre Lieblingszeilen aus *Philosophie der Liebe*.

»Sieh den Berg gen Himmel streben,
Well' in Welle sieh zerfließen;
keiner Blume wird vergeben,
wollte sie den Kelch verschließen;
und der Himmel küsst die Erd',
und das Mondenlicht den Fluss –
was sind all die Küsse wert,
weigerst *du* den Kuss?«

Madame LaBelle lehnte sich wieder zurück, in ihre dunklen Augen war ein zufriedener Schimmer getreten. »Ah, also sind Sie eine Romantikerin.«

»Vielleicht etwas sentimental«, räumte Penelope ein. »Aber im wahren Leben entsprechen Menschen – und vor allem Männer – leider nicht den hehren Erwartungen, wie Dichter sie in ihren Werken beschreiben.« Sonst wäre sie letzte Woche wohl kaum dazu gezwungen gewesen, Gerard Carlisle aus reinem Selbstschutz ein Silbertablett über den Kopf zu ziehen und ihre Anstellung im Haus seiner Mutter ohne ein Empfehlungsschreiben zu verlassen.

Madame LaBelle lachte, ein dunkles und kehliges Geräusch. »Sie gefallen mir, Penelope. Wenn Sie genauso gut waschen und bügeln können, wie Sie kitschige Gedichte zitieren, werden wir gut miteinander auskommen.«

Penelope hob das Kinn und sah ihrer neuen Arbeitgeberin in die Augen. »Ich werde hart für Sie arbeiten, Ma'am. Sie werden keinen Grund haben, unzufrieden mit mir zu sein.«

»Das ist gut.« Madame LaBelle erhob sich grazil vom Sofa und in ihren Blick war ein feuriges Lodern getreten, das innerhalb einer Sekunde alle Kameradschaft aus dem Raum vertrieb.

Ein Schauer lief Penelope über den Rücken, als sie sich nun ebenfalls erhob.

»Von meinen Angestellten erwarte ich uneingeschränkte Loyalität, Miss Snow. Dienen Sie mir gut, werde ich Sie belohnen. Betrügen Sie mich aber, werde ich Sie fristlos entlassen. Akzeptieren Sie diese Bedingungen?«

Penelope schluckte. Miss Wyndham hatte ihr heute Morgen beim Verlassen der Schule unmissverständlich klargemacht, dass man sie dort nicht mehr aufnehmen würde. Der Skandal im Haus der Carlises hing ihr immer noch nach und würde früher oder später auch die hervorragende Reputation der Institution gefährden, die auf ihren guten Ruf angewiesen war, um neue Schülerinnen anzuwerben.

Edith hatte die Anstellung bei Narcissa LaBelle als Gebetserhörung bezeichnet, die sich für Penelope genau zum richtigen Zeitpunkt aufgetan hatte.

Sie selbst hätte ein Meer vorgezogen, das sich vor ihr teilte, um ihren Problemen zu entkommen, doch offensichtlich befand sich ihr persönliches Wunder eher auf einer Linie mit der Karawane, die Josef gerettet hatte, als seine Brüder ihm nach dem Leben getrachtet hatten. Die Sklaverei war keine wirkliche Verbesserung seines Schicksals gewesen, doch Josef hatte sich durch harte Arbeit und Integrität ein neues Leben erkämpft. Er hatte sich den Respekt seines Herrn verdient und am Ende hatte Gott ihn reich gesegnet. Sie konnte das auch schaffen. Ja, sie *würde* das schaffen.

Penelope kämpfte gegen einen ängstlichen Schauer an und atmete einmal tief ein.

»Ja, ich akzeptiere.«

Kapitel 1

Bosque County, Texas

Sechs Monate später

»Kommen Sie mit erhobenen Händen raus!« Titus Kingsley blickte am Lauf seines Gewehres entlang, während er im Schutz eines baufälligen Planwagens hockte.

Drei Tage hatten sie gebraucht, um die Buchanan-Brüder nach dem Raubüberfall auf die Bank von Meridian hier in dieser Hütte nahe Walnut Springs aufzustöbern. Hauptmann Bill McDonald hatte Titus den Fall gemeinsam mit zwei anderen Texas Rangern der Kompanie B übertragen. Es war das erste Mal, dass Titus die Leitung einer Operation innehatte, und er würde dafür sorgen, dass die Verbrecher ihre gerechte Strafe bekämen. Mit seinen siebenundzwanzig Jahren fehlte ihm noch die Erfahrung der älteren Offiziere, doch er war es gewesen, der den Zusammenhang zwischen den Buchanans und der Eisenbahnmaschinenwerkstatt in Walnut Springs erkannt hatte. Deshalb hatte Hauptmann Bill ihm freie Hand gelassen, dieser Spur zu folgen und die Bankräuber dingfest zu machen.

»Sie sind von Rangers umzingelt.«

Carson überwachte den Hintereingang und Hoffman stand hinter der Scheune bereit, etwa zwanzig Meter westlich des maroden Hauses, in dem sich die Buchanans verschanzt hatten.

Titus hob den Kopf gerade so weit, dass seine Stimme über den Hof trug. »Einem Feuergefecht werden Sie nicht standhalten, also geben Sie freiwillig auf.«

Das laute Klirren von Glas zog Titus' Aufmerksamkeit auf das Fenster links neben der Tür. Ein Gewehrlauf stach durch die Öff-

nung und gleich darauf zerriss ein ohrenbetäubender Schuss die Luft.

Titus duckte sich wieder hinter den Wagen. Er hatte schon befürchtet, dass die Buchanans nicht zu den allerhellsten Zeitgenossen gehörten, und dass sie nun das Feuer auf ausgebildete Ranger eröffneten, bestätigte diese Vermutung nur.

Hoffmans Gewehr sandte einen Kugelhagel von der Scheune her in Richtung Hütte, lenkte die Banditen ab und gab Titus die Chance, sich einen besseren Ausgangspunkt zu suchen. Er ließ sich auf die Knie fallen, rutschte unter den Planwagen und robbte ans andere Ende, sodass er freie Schussbahn in Richtung des Hauses hatte.

Eine zweite Waffe schob sich durch das Fenster. Höher und weiter links. Ein Revolver. Tödlich, aber mit geringerer Reichweite. Hoffman würde nichts geschehen, solange er seine Position an der Scheune beibehielt. Carson war derjenige, um den Titus sich Sorgen machte. Der Junge war noch grün hinter den Ohren. Ein hervorragender Schütze, doch dadurch neigte er dazu, sich mehr auf seine Waffe als seinen Verstand zu verlassen. Weshalb Titus ihn auch zur Bewachung des Hintereingangs abgestellt hatte. Carson würde im Notfall dafür sorgen, dass die Buchanans sich nicht aus dem Staub machen konnten, doch Titus hatte vor, sie zur Strecke zu bringen, bevor sie einen Fluchtversuch wagen würden.

Titus ließ sich auf dem Bauch nieder und legte das Gewehr an. Er stemmte sich auf die Ellbogen, positionierte den Schaft seiner Waffe an der Schulter und nutzte die linke Hand, um den Lauf zu stabilisieren. Dann verlangsamte er seinen Atem. Visierte sein Ziel an. Und schoss.

Einer der Buchanans schrie auf. Der Revolver verschwand vom Fenster. Mit der ersten Waffe wurde weiterhin gefeuert, doch die Schüsse gingen wild ins Nirgendwo. Titus nahm nun den zweiten Mann ins Visier, zielte auf seine Schulter. Wenn er bloß etwas größer wäre und weiter links stehen würde ...

Ein Schuss erklang. Gedämpft. Aus der Ferne. Von hinter dem Haus. Versuchte Carson etwa, auf eigene Faust durchzubrechen? Der dumme Junge setzte sein Leben aufs Spiel.

»Hoffman! Gib mir Deckung!«

Titus zog sein Gewehr an sich und rollte ins Freie. Sobald er nicht mehr unter dem Planwagen war, ging er in die Hocke, bereit, jederzeit in Richtung des Hauses zu schießen. Doch Hoffman gab ihm mit beständigem Gewehrfeuer Rückendeckung. Mit langsamem, gleichmäßigem Schritt bewegte er sich von der Scheune weg. Bald würde er nachladen müssen. Die '73er-Winchester, die die Ranger bevorzugt nutzten, hatte fünfzehn Patronen. Viel mehr als die Waffen der Buchanans mit ihren sechs Schuss. Doch Hoffman musste sich mittlerweile der letzten Runde nähern.

Tief gebückt huschte Titus auf die Hütte zu. Als er die Tür erreicht hatte, richtete er sich auf und rammte mit aller Kraft seine Stiefelsohle gegen das Schloss. Holz splitterte und die Tür fiel ins Haus.

»Auf den Boden!« Sein gebellter Befehl hallte von den Wänden wider wie ein Kanonenschlag. Es war egal, dass er die Brüder nicht sehen konnte, sie wussten, dass er in der Hütte war. Das wollte er zu seinem Vorteil nutzen und die Kontrolle übernehmen. Er wollte die Verbrecher fügsam machen und sie sollten Angst vor ihm bekommen. »Die Waffen runter. Hände hoch. Sofort!«

Wenigstens einer der Brüder war noch im Vorderzimmer. Wo der andere sich aufhielt, konnte Titus nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht hatte er sich nach dem Treffer weiter ins Haus zurückgezogen.

Ein lauter Schlag erklang von der Hintertür her. Carson. Also hatte er seine Position doch wie besprochen gehalten und stieß erst jetzt zu ihm. Gut. Aber wenn Carson sich nicht schon vorhin dem Haus genähert hatte, worauf hatte er dann geschossen?

Keine Zeit für solche Gedanken. Er musste den Vorteil nutzen.

Titus presste sich mit dem Rücken an die Wand neben der of-

fenen Tür und näherte sich langsam an, dann zuckte er nach vorne und warf einen schnellen Blick in den Raum, bevor er wieder zurückschnellte. Er hatte nicht viel sehen können, doch wusste er nun, wo die beiden Männer sich aufhielten. Einer hockte unter dem Fenster und lud mit zitternden Fingern seine Waffe nach, der andere lag stöhnend in der Ecke.

»Waffe runter, Buchanan«, befahl Titus, während er mit erhobenem Gewehr den Raum betrat, »oder ich verpasse dir das gleiche Geschenk wie deinem Bruder.«

Der halb geladene Revolver fiel zu Boden. Der jüngere der beiden Buchanans hob die Arme über den Kopf.

»Ich übernehme den anderen.« Carsons Stimme erklang hinter Titus.

Titus nickte, froh darüber, einen weiteren Ranger zur Unterstützung hier zu haben, der ihm den Rücken freihielt. Er konzentrierte sich immer noch auf den Banditen vor sich. »Auf den Boden. Gesicht nach unten.«

Percy Buchanan gehorchte, seine Bewegungen waren langsam, das Kinn hatte er gehorsam gesenkt. Titus ging weiter in den Raum hinein und schob den Revolver mit dem Fuß aus Percys Reichweite. Dann ging er um einen Stuhl herum, trat von hinten an den Verdächtigen heran, kniete sich auf ihn und presste ihm dabei ein Knie in den Rücken. Mit schnellem Blick versicherte er sich, dass Carson sich um den älteren Bruder, Ted, kümmerte, dann erst legte Titus sein Gewehr beiseite und zog den Lederriemen hervor, den er nutzte, um Tatverdächtige zu verhaften. Er fesselte die Hände des Mannes hinter dessen Rücken.

»Ist da drinnen alles in Ordnung, Kingsley?«, rief Hoffman von draußen.

»Yep. Wir haben beide Verdächtigen in Gewahrsam. Sieh dich in der Gegend um und dann hol bitte unsere Pferde.«

»Wird gemacht.«

Titus zog Percy auf die Beine und schubste ihn in Richtung seines Bruders. »Wie geht es der Schulter, Carson?«

Der andere Ranger zuckte mit den Schultern. »Er wird es überleben.«

Titus unterdrückte ein Seufzen. Carsons raue Art gefiel ihm nicht. Nur, weil sie Verbrecher zur Strecke brachten, hieß das nicht, dass sie es an Anstand mangeln lassen durften. Ranger mussten harte Männer sein, doch wenn sie zuließen, dass diese Härte bis in ihre Seele vordrang, wären sie nicht besser als die Diebe und Mörder, die sie verfolgten.

»Ich habe Verbandszeug in meiner Satteltasche. Bring ihn nach draußen und versorge seine Wunde. Wir bringen ihn nach Walnut Springs und gucken, ob wir da einen Arzt finden, der sich seine Wunden anschaut.«

»In Walnut Springs gibt es keinen Arzt«, brachte Ted zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, als Carson ihn auf die Beine zog.

»Wäre vielleicht besser gewesen, du hättest daran gedacht, bevor du das Feuer auf bewaffnete Texas Ranger eröffnest.« Carson drehte den Arm auf den Rücken des Mannes und schob ihn in Richtung Tür. Die beiden blieben jedoch abrupt stehen, als Hoffman sich ihnen in den Weg stellte. Er funkelte Carson böse an, dann wandte er sich Titus zu.

»Das habe ich im Schrank gefunden.« Er hielt einen prall gefüllten Jutesack in die Höhe.

Percys Fluch bestätigte den Inhalt des Gefundenen. Das Geld aus dem Überfall auf die First National Bank in Meridian. Doch das erklärte wohl kaum Hoffmans finsternes Starren oder Carsons Unruhe.

»Ich habe draußen noch etwas entdeckt«, fuhr Hoffman fort. »Das solltest du dir anschauen.«

Titus zog sich der Magen zusammen. Es musste etwas mit dem Schuss zu tun haben, den er hinter dem Haus gehört hatte. Jemand musste getroffen worden sein. Titus ließ Percy los und eilte sofort zur Hintertür. Er vertraute darauf, dass Hoffman sich um den Gefangenen kümmern würde.

»Es ist doch nur ein räudiger Hund«, brach es aus Carson hervor, als Titus um ihn herumging.

Titus hielt in der Bewegung inne. »Du hast einen Hund erschossen?«

»Er kam hinter einem Holzstapel hervor und hat mich angeknurrt. Was hätte ich bitte tun sollen? Darauf warten, dass er mich anfällt?«

»Die arme Kreatur atmet noch«, sagte Hoffman voller Missbilligung. »Ich wusste nicht, ob ich ihm den Gnadenschuss geben soll. Vielleicht willst du erst noch einen Blick auf ihn werfen.«

Seit Titus einen halb verhungerten Mischlingsrüden, den er auf einer seiner Aufklärungsmissionen entdeckt hatte, mit ins Hauptquartier gebracht und ihn dort gesund gepflegt hatte, behandelten die Ranger der Kompanie B ihn wie einen Tierexperten. Suchten seinen Rat bei kranken Pferden ebenso wie bei hysterischen Katzen. Ein Kollege hatte ihn sogar um seine Meinung zu Geflügelfutter gebeten, nachdem er einen Brief von seiner Mutter erhalten hatte, in dem sie sich beklagte, dass ihre beste Henne keine Eier mehr legte. Titus wusste auch nicht mehr als jeder durchschnittliche Rancher oder Farmer, doch er hatte schon immer einen innigen Bezug zu Gottes Kreaturen gehabt und diese schienen es auf irgendeine Art und Weise zu spüren und sich in seiner Gegenwart ebenso wohl zu fühlen wie er in ihrer. Und jetzt starb vielleicht eine dieser Kreaturen wegen eines Einsatzes, den er veranlasst hatte.

Titus eilte durch das Haus und zur Hintertür hinaus. Sofort entdeckte er den verletzten Hund, sein schwarzes Fell gut sichtbar auf der staubtrockenen, braunen Erde. Da er ihn nicht erschrecken wollte, verlangsamte Titus seine Schritte und ging um ihn herum, damit das Tier ihn kommen sah. Sein Brustkorb hob und senkte sich in flachen Atemzügen.

»Ganz ruhig, Junge.« Titus streckte seine Hand aus, während er sich dem Tier näherte.

Der Hund versuchte, den Kopf zu heben, brachte aber kaum

mehr als ein Schnauben zustande. In seinen glänzenden schwarzen Augen standen Schmerz und Verwirrung. Dieses Bild ging Titus zu Herzen.

Er kniete sich neben das Tier und streichelte behutsam eines der Schlappohren. Hellbraunes Fell zierte Nase, Brust und Bauch des Hundes, was Titus an einen Black and Tan Coonhound erinnerte, obwohl dieses Tier hier wahrscheinlich eher ein Mischling war.

»Es ist alles gut, mein Junge. Ich bin hier, um dir zu helfen.« Mit der Hand fuhr er dem Hund über den Hals und die Seite. Ein leises Winseln erklang, als er das linke Vorderbein streichelte. Vorsichtig tastete Titus weiter und spürte warmes Blut an der Unterseite.

Mit der Anatomie von Hunden kannte Titus sich nicht besonders gut aus, doch er vermutete, dass er das Tier genauso wie einen Menschen versorgen konnte, um ihm wenigstens eine Überlebenschance zu geben. Er rollte den Hund auf den Rücken, um den Bauch freizulegen, dann zog Titus ein Taschentuch hervor und presste es auf das Loch, das Carsons Kugel verursacht hatte.

Eine Bewegung über ihm erregte seine Aufmerksamkeit und Titus erkannte, dass das rote Halstuch von Hoffman vor seinen Augen baumelte.

»Hier.«

Titus nahm es entgegen, dann warf er einen Blick zu Percy Buchanan, der an Hoffmans Seite stand. »Wie heißt Ihr Hund?«

»Das ist nicht unser Hund. Nur ein Streuner, den Ted seit ein paar Tagen füttert.«

Titus wandte sich wieder seinem Patienten zu. »Niemand, der sich um dich kümmert, mein Junge? Nun, das wird sich ändern. Jetzt hast du ja mich. Ich Sorge dafür, dass sich jemand um dich kümmert. Du musst nur noch etwas durchhalten.«

Er drehte das Halstuch zu einem Strang zusammen, dann legte er es über das Taschentuch und knotete es um den Rücken des Hundes.

»Und jetzt ganz ruhig«, raunte er, als er seine Arme um den Hund schlang und sich langsam mit ihm aufrichtete.

Die Blutlache, die auf dem Boden zurückblieb, war groß. Bestand überhaupt eine Überlebenschance für das Tier? Doch wenn Titus es gar nicht erst versuchte, war sie gleich null.

»Wohin bringst du ihn?« Hoffman warf sich den konfiszierten Jutesack über die Schulter und streckte die Hand aus, um dem Hund den Kopf zu tätscheln. »In Walnut Springs gibt es keinen Arzt und ich glaube nicht, dass er es viel weiter schafft.«

»Ich weiß, wohin ich ihn bringen kann. Etwa zehn Meilen von hier.« Er sah Hoffman fest an. »Dann musst du dich aber um die Buchanans kümmern. Bring sie zum Sheriff nach Meridian.«

»Ist so gut wie erledigt. Und ich behalte Carson im Auge und Sorge dafür, dass Ted zum Arzt kommt.«

»Danke.« Titus ging auf sein Pferd zu. »Sag Hauptmann Bill, dass ich in ein oder zwei Tagen im Hauptquartier Bericht erstatte. Er kann meinen Lohn für die Zeit der Abwesenheit einbehalten, wenn er möchte.«

Hoffman ging neben ihm her und zog Percy mit sich. »Wenn irgendjemand etwas vom Lohn abgezogen bekommt, dann Carson«, knurrte der andere Ranger böse.

Als sie bei den Pferden angekommen waren, blickte Carson von Titus' Satteltasche auf, in der er nach den Verbänden gesucht hatte. Er starrte finster, als er sah, was Titus in den Armen hielt.

»Du solltest das Vieh einfach erlösen. Unsere Aufgabe ist es, Recht und Gesetz zu vertreten und die Bewohner dieses Staates zu schützen. Tiere sind nicht unsere Sache.«

Titus funkelte ihn böse an. »Ich denke, Gott sieht die Sache etwas anders. Ich meine, mich zu erinnern, dass er dem Menschen seine Schöpfung anvertraut hat. Also steht sie ebenfalls unter unserem Schutz. Und ich werde dieses Tier schützen, so gut ich kann.« Der letzte Hund, den Titus gerettet hatte, lebte bis heute auf der Farm der Kingsleys und erfreute sich dort bester Gesundheit. Dieser hier verdiente die gleiche Chance, doch es

würde mehr als nur Futter und ein heißes Bad nötig sein, um ihn zu retten. »Zur Seite, Carson.«

Hoffman streckte die Arme aus. »Ich halte ihn, während du aufsteigst.«

In wenigen Augenblicken saß Titus im Sattel und hielt seinen Patienten quer auf dem Schoß.

»Halte durch, mein Junge.« Titus schlang einen Arm um den Körper des Hundes und hielt ihn an sich gedrückt, während sich sein Pferd in Bewegung setzte. »Der Doc wird sich um dich kümmern.«

Wenn sie es rechtzeitig nach Diamond D schafften.

Kapitel 2

Sechs Monate war Penelope nun schon mit Madame LaBelle unterwegs und sie genoss die seltenen Augenblicke, die sie für sich allein hatte. Heute hatte sie sogar einen ganzen Nachmittag freibekommen. Sie konnte ihr Glück kaum fassen, vor allem bei diesem traumhaften Wetter. Die Sonne schien. Eine sanfte Brise umwehte sie, während sie einen Spaziergang machte. Das Einzige, was jetzt noch fehlte, war ein Baum, an den sie sich bequem lehnen und lesen konnte, um der Realität für ein paar Stunden zu entkommen, doch auch den hatte sie schon vor einiger Zeit entdeckt. Sie musste nur noch ein kleines Hindernis überwinden, um zu ihm zu gelangen.

Nun ja, *klein* war vielleicht ein wenig untertrieben. Aus der Ferne hatte die Böschung tatsächlich nicht so steil gewirkt, doch jetzt, wo Penelope an deren Fuß stand und den Kopf in den Nacken legte, um das obere Ende zu erspähen, schien sie plötzlich gewachsen zu sein. Doch warum sich Gedanken machen? Sie war jung. Gelenkig. Relativ intelligent. Sie würde einen Weg finden, dieses Hindernis zu überwinden.

Die Schultertasche, in der sich die zerlesene Ausgabe von *Oliver Twist* befand, schlug gegen Penelopes Oberschenkel, als sie den Aufstieg begann. Loses Geröll und Erde machten es schwer, wirklichen Halt zu finden, doch nach einigen Fehlversuchen hatte sie erkannt, dass sie sich an den hervorstehenden Baumwurzeln festhalten konnte, und kam endlich voran.

Die ersten Meter waren schnell geschafft. Natürlich, ihre Wange musste sie an die schmutzige Wand pressen und eine Ameisenfamilie krabbelte auf ihrem Handgelenk herum, um in ihren Ärmel zu gelangen, doch alles in allem kam sie nun gut vorwärts. In wenigen Augenblicken würde sie unter ihrem Baum sitzen und lesen.

»Wir haben es fast geschafft, Oliver.« Sie blickte nach unten, um den zurückgelegten Weg abzuschätzen. »Gleich sind wir da. Halte aus.«

Jetzt redest du schon mit Büchern, Pen?

Sie schüttelte den Kopf und musste schmunzeln. Man suchte sich eben seine Freunde, wo man konnte. Madame LaBelle verlangte ihre vollkommene Aufmerksamkeit, sodass Penelope kaum eine Möglichkeit hatte, mit den anderen aus der Truppe Umgang zu pflegen. Selbst während der Auftritte verlangte ihre Arbeitgeberin, dass Penelope stets in der Nähe war, um ihr bei einem Kostümwechsel zu helfen oder den Inhalator anzureichen. Als Narcissa heute Nachmittag über starke Kopfschmerzen geklagt und verlangt hatte, dass man sie bis zum Abendessen allein in ihrem Zelt ließ, hatte Penelope ihre Freiheit mit beiden Händen am Schopf gepackt und nicht einmal zurückgeblickt.

Bis jetzt. Doch das Lager in der Ferne verstärkte ihre Entschlossenheit noch. Dies hier war die Chance, sie selbst zu sein. Ihre eigenen Wünsche umzusetzen und einen Teil des Friedens in sich aufzunehmen, den nur die Natur bringen konnte. Penelope richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Klettern und stellte ihren rechten Fuß in eine Wurzelschlinge, die stabil genug dafür aussah. Dann zielte sie auf den kleinen Baumschössling nahe der Böschungskante und sprang in die Richtung. Ihre Finger schlossen sich in dem Augenblick um den schlanken Stamm, als ihr Fuß aus der Wurzel rutschte. Sie schrie auf und suchte nach Halt. Dank des dünnen Schösslings mit seinem tiefen Wurzelwerk hing Penelope einige Sekunden in der Luft, bevor sie mit dem Stiefel auf einem kleinen Felsvorsprung Halt fand.

Doch sie hatte jetzt keine Zeit zu verschnaufen und sich von ihrem Schreck zu erholen, denn Erde rieselte ihr ins Gesicht. Da wusste sie, dass ihr vermeintlicher Anker sich löste. Penelope biss die Zähne zusammen, dann drückte sie sich von dem Felsen ab, sprang nach oben und umklammerte mit beiden Händen das Gras am Rand der Böschung. Ein Büschel in jeder Hand, atmete

sie noch einmal tief ein und krabbelte dann den Rest des Weges hinauf. Penelope kniete schwer atmend auf Händen und Füßen, während sie erleichtert den festen, *ebenen* Grund unter sich spürte. Sie flüsterte ein kurzes Dankgebet zu dem Einen, der sie vor einem Sturz bewahrt hatte, dann sprang sie mit neuer Energie hoch und feierte ihren Triumph mit einer fröhlichen Pirouette.

Plötzlich zerriss das laute Wiehern eines Pferdes die Luft. Direkt vor ihrem Gesicht, keine zwei Meter entfernt, nahm sie ein Paar schwarze Pferdehufe wahr. Penelope schnappte nach Luft und presste die Augen zu, widerstand aber dem Drang davonzulaufen. Wenn sie jetzt in Panik ausbrach, würde das Pferd nur noch verrückter werden. Außerdem wollte sie es nicht riskieren, rückwärts die Böschung hinunterzustürzen, die sie doch gerade erst erklommen hatte.

»Ruhig, Rex. Ganz ruhig.« In der tiefen Stimme schwang eine solche Autorität mit, dass sich Penelopes Herzschlag sofort beruhigte.

Das dumpfe Aufschlagen der Hufe auf der Erde signalisierte Penelope, dass die Stimme auch bei dem Pferd nicht ohne Wirkung geblieben war. Mutig öffnete sie die Augen.

»Geht es Ihnen gut, Miss?«

Sie musste sehr weit nach oben schauen, um das Gesicht zu finden, das zu der Stimme gehörte. Verdeckt von einem Hut, der genauso schwarz war wie das Pferd, konnte sie die Züge des Mannes nicht ausmachen. Sie erspähte nur ein kantiges Kinn, eine gerade Nase, einen Bart und besorgt zusammengepresste Lippen. Oder vielleicht war es auch Missfallen, das sie sah. Der Reiter war wahrscheinlich nicht allzu glücklich darüber, dass sein Ritt von einer Frau unterbrochen wurde, die plötzlich wie ein verrückt gewordener Präriehund vor ihm aufgetaucht und hochgesprungen war.

»Es tut mir leid, dass ich Ihr Pferd erschreckt habe.« Langsam ging sie auf den Cowboy zu. »Ich hätte mehr auf meine Umgebung achten müssen. Ich wusste nicht, dass ich so nah an einer

... Straße war.« Die Worte erstarben ihr auf den Lippen, als sie in alle Himmelsrichtungen nur Präriegras sah, das sich im Wind wiegte. Weit und breit war nicht einmal ein Trampelpfad zu sehen. Sie zuckte mit den Schultern und ihre Lippen verzogen sich zu einem selbstironischen Lächeln. »Nun ja, Straße oder nicht, ich habe mich falsch verhalten und das tut mir leid.«

Sie wollte die Augen senken, doch dabei fiel ihr Blick auf den kleinen Körper, der über dem Schoß des Cowboys hing. Sie hielt den Atem an und ihre Augen wurden feucht. »Oh nein.« Penelope trat näher. »Ist er ...?«

Ein leises Winseln erklang wie zur Antwort und ein Stein fiel Penelope vom Herzen. Gott sei Dank! Sie streichelte den Kopf des Hundes. Da bemerkte sie den Verband um seinen Bauch.

»Was ist passiert?« Langsam hob sie den Blick zu dem Mann. Scheinbar war es ihm wichtig, das Tier auf seinem Pferd zu transportieren.

Der Gesichtsausdruck des Cowboys war schwer zu deuten. Der Kiefer wirkte angespannt, die Lippen waren zusammengespreizt, doch seine Augen ... Schnell senkte sie den Blick wieder.

Sei nicht albern, Pen. Dieser Mann braucht dich nicht. Er ist ein vollkommener Fremder. Und du wirst ihn nie wieder sehen.

Doch dann zögerte sie. Gott hatte ihr ein mitfühlendes Herz gegeben. Oftmals zu mitfühlend, sodass sie sich selbst den Mischen von Menschen wie Gerard Carlisle aussetzte, die keine Skrupel hatten, eine junge Frau auszunutzen. Trotzdem konnte sie es nicht ignorieren, wenn Menschen oder Tiere Schmerzen hatten. Weil sie als Säugling selbst ausgesetzt worden war, war sie sensibel für die Einsamkeit und den Kummer anderer. Und dieser Mann, in all seiner Stärke und Souveränität, war tief verletzt worden. Schrecklich tief.

Als sie endlich den Mut wiederfand, ihm ins Gesicht zu schauen, hatte er die Augen von ihr abgewandt und ließ seinen Blick über das Land vor sich schweifen. Sein Kiefer zuckte und sein Pferd tänzelte zur Seite, als spüre es die Ungeduld seines Reiters.

»Der Hund wurde während eines Schusswechsels mit Bankräubern von einer Kugel getroffen. Ich bringe ihn zu einem pensionierten Arzt, der hier in der Nähe wohnt. Also, wenn Sie nicht verletzt sind, würde ich mich gerne wieder auf den Weg machen.«

Ein Schusswechsel? Bankräuber? Gütiger Himmel. Wer war dieser Mann?

Doch das war jetzt egal. Die Verletzung des Hundes war ernst und musste behandelt werden.

»Natürlich.« Penelope zog ihre Hand weg und trat zurück. »Mir geht es gut. Bitte reiten Sie weiter. Er soll die Hilfe bekommen, die er braucht.«

Der Mann nickte und lenkte sein Pferd an ihr vorbei.

»Ich werde für ihn beten«, rief Penelope ihm noch nach, als sein Pferd schon zum Galopp ansetzte. »Und für Sie auch«, flüsterte sie leise.



Sieh nicht zurück. Du musst dich um den Hund kümmern, nicht um das Mädchen. Doch das war gar nicht so leicht. Sollte er doch einen Blick zurück riskieren. Wäre sie noch dort? Oder war sie so plötzlich verschwunden, wie sie aufgetaucht war?

Wo *war* sie überhaupt hergekommen? Titus runzelte die Stirn. In der Nähe gab es keine Stadt. Und es lagen nur wenige Farmen oder Ranches so weit außerhalb von Glen Rose. Außerdem hatte sie kein Pferd oder Maultier gehabt. Ihre Schürze war schmutzig gewesen und Erde und Gras hatten an Kleid und Haar gehangen, als sei sie einen Abhang hinuntergekullert oder aus einem fahrenden Wagen gestoßen worden. War sie vielleicht Opfer eines Verbrechens, allein im Nirgendwo, auf der Suche nach der nächsten Stadt? Sollte er umkehren? Sollte er ihr seine Hilfe anbieten?

Titus biss die Zähne zusammen. Daran hätte er vielleicht denken sollen, bevor er weitergeritten war. Der Zustand des Hundes

mochte kritisch sein, doch die Gesundheit eines Menschen – vor allem einer Frau – ging doch eindeutig vor.

Aber es hatte keine Anzeichen dafür gegeben, dass es ihr nicht gut ging. Im Gegenteil, sie hatte sogar recht fröhlich gewirkt, wie sie da mit ausgestreckten Armen herumgetanzt war. Sie hatte so glücklich gelächelt, dass es ihm fast die Sprache verschlagen hatte. Mehr noch: Wenn Rex sich ein zweites Mal aufgebäumt hätte, hätte Titus sehr wahrscheinlich den Halt verloren und wäre rücklings im Staub gelandet.

Aber das ergab überhaupt keinen Sinn. Er war immun gegen hübsche Gesichter. Nach all dem, was seinem Bruder Tate passiert war, ging er hübschen Frauen lieber aus dem Weg. Und, daran gab es keinen Zweifel, das mysteriöse Mädchen war wunderschön gewesen. Strahlendes, schwarzes Haar, das locker hochgesteckt gewesen war und von einem roten Band zusammengehalten wurde. Ein paar Strähnen hatten sich aus ihrer Frisur gelöst. Ihre Haut war zu blass gewesen für eine Frau, die regelmäßig in der Sonne arbeitete, doch ihre rosigen Wangen hatten Lebenskraft ausgestrahlt. Sie war keine träge, verhätschelte Frau, die ihre porzellanfarbene Haut vor der Sonne schützen wollte. Das Schicksal eines Tieres hatte sie zu Tränen gerührt. Wer war sie nur?

Er würde es wahrscheinlich niemals erfahren, doch der Ermittler in ihm listete schon die ersten Hinweise auf. Praktische Stiefel und ein einfaches Kleid. Keine reiche Dame. Vielleicht eine Angestellte in einem wohlhabenden Haushalt? Die nicht viel draußen arbeitete? Sie sprach gebildet. Anscheinend hatte sie eine gute Schule besucht. Also vielleicht doch keine Angestellte. Eventuell zog sie sich ja auch nur so an, wenn sie sich dazu entschloss, durch die Natur zu streifen und fremde Pferde zu erschrecken.

Offensichtlich war sie abenteuerlustig, wenn man den Schmutz auf ihrer Kleidung bedachte. Die kleine Tasche, die sie bei sich gehabt hatte, schien nicht schwer gewesen zu sein, also war sie nicht auf einer längeren Reise. Ihre Leute mussten ganz in der Nähe gewesen sein, wer auch immer das war.

Vergiss sie, befahl er sich selbst, als er den Weg erspähte, der zur Diamond-D-Ranch führte.

Ranger jagten Kriminelle, keine mysteriösen jungen Mädchen. Wenn ihr Name also nicht auf einem Fahndungsplakat im Hauptquartier auftauchte, sollte er keine weiteren Gedanken an sie verschwenden.



Narcissa LaBelle nahm den Rubin aus seiner Fassung und hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. Sie streckte den Arm aus und hielt den Edelstein in einen Sonnenstrahl, der den Weg in ihr Zelt gefunden hatte.

»Hallo, Schönheit.«

Das Licht tanzte durch die Facetten und erweckte das Feuer in dem kleinen Stein.

»So ist es richtig. Funkle für mich.«

Narcissa atmete entspannt durch, während sie ihre neueste Errungenschaft bestaunte. Sie hätte nicht erwartet, hier in Texas in dieser erbärmlichen Stadt Eulogy einen so reichen Mann zu finden. Doch in dem Augenblick, als sie Mr Hubert Hathaway gesehen hatte, hatte sie seinen Wert erkannt. Der Ring an seiner Hand. Die Nadel an seinem Revers. Das lüsterne Funkeln in seinen Augen. Er war perfekt gewesen.

Narcissa legte den Edelstein auf das kleine schwarze Samtkissen auf ihrem Frisiertisch, dann wandte sie sich der Silbernadel zu, die sie ganz aus dem Blick verloren hatte. Sie öffnete eine kleine Schublade zu ihrer Rechten, zog ein Taschentuch hervor und schlug die Nadel darin ein. Cecil würde sich um das Silber kümmern. Er würde es einschmelzen. Ihm eine neue Form geben – die eines Nuggets. Gold. Silber. Mittlerweile hatte sie eine beeindruckende Sammlung beisammen. Geschenke von ihren Verehrern, die wussten, wie sehr sie die großen Gesten schätzte. Das war jedenfalls die Geschichte, die sie erzählen würde, sollte

jemals jemand den Sack am Boden ihrer verschlossenen Truhe finden.

Der Goldrausch in Kalifornien in den 40er- und 50er-Jahren, Comstock Lode in Nevada in den 70ern und 80ern und der Silberboom in Leadville, Colorado in den 80ern. Weltverändernde, umwerfende Ereignisse. Man konnte sein Glück im Bruchteil eines Augenblickes machen. Alles, was man brauchte, waren Einfallsreichtum, Intelligenz und die Bereitschaft, Risiken auf sich zu nehmen.

Narcissa LaBelle besaß alle drei Eigenschaften.

Mit erhobenem Kinn sah sie sich in dem Spiegel an, der ihren tragbaren Frisiertisch zierte. Sie reckte den Hals, drehte den Kopf erst nach rechts, dann nach links. War das eine Falte an ihrem Mund? Sie veränderte ihr Lächeln zu einem verführerischen Schmollmund. Schon besser. Die Falte war verschwunden. Fast.

Narcissa fuhr mit ihrer Inspektion fort und entdeckte ein graues Haar an ihrer Schläfe. Nein! Waren da noch mehr? Sie beugte sich näher an den Spiegel heran und betrachtete ihren Haaranatz, ihre Finger zitterten. Was, wenn sie im Nacken graue Haare hatte, die sie nicht sah? Sie konnte es sich nicht leisten, vom Alter gezeichnet zu sein. Noch nicht. Narcissa kramte ihre Pinzette hervor, zupfte das abscheuliche Objekt aus und ließ es auf den Boden fallen, wo es hingehörte.

Erschüttert atmete sie tief ein und aus. Sie musste die Dämonen vertreiben, die sie mit Bildern von alten Weibern mit gekrümmtem Rücken und warziger Nase quälen wollten. Mit den Fingerspitzen glättete sie die Haut auf ihren Wangenknochen, dann trug sie etwas Rouge auf, um sie zum Strahlen zu bringen.

»Siehst du? Es gibt nichts, worum du dir Sorgen machen müsstest. Du bist so wunderschön wie eh und je.«

Narcissa senkte die Augenlider zu einem verführerischen Blick, dann drehte sie sich auf ihrem gepolsterten Stuhl um, sodass sie ihre linke Seite betrachten konnte, diejenige mit dem Schönheitsfleck, der die Männer so fesselte. Sie schob die Lippen zu einem

provozierenden Schmolmund nach vorn, küsste die Luft, dann fuhr sie mit den Fingerspitzen über ihren Hals, bewunderte die schwanenhafte Eleganz. Ihre Augen wanderten weiter nach unten zu ihrem Mieder und den üppigen Kurven, die sie besaß. Immer noch ihre besten Argumente.

Niemand in dieser Wildnis konnte ihr Konkurrenz machen. Es mochte in der Gegend zwar junge, hübsche Mädchen geben, doch keines von ihnen wusste, wie es seine Reize als Waffe benutzen konnte. Wie es sein Kapital so einsetzte, dass es Gewinn daraus schlagen und diesen deprimierenden, staubigen Ort hinter sich lassen konnte.

Wie jeder gute Goldgräber wusste Narcissa, wo sie zu graben hatte. Wie sie ihren Plan durchzuführen hatte. Wie sie Investoren fand, die die benötigten Mittel zur Verfügung stellten. Mittel, die sie nach Europa bringen würden, wo sie die Rolle ihres Lebens spielen würde. Amerikanische Erbin. Reich. Kultiviert. Die Gesellschaft würde ihre Bühne sein und die Männer ihr zu Füßen liegen. Sie würden sie begehren. Doch ihr Herz würde nur für einen schlagen. Ihre wahre Liebe. Einen älteren Adligen oder einen unfassbar reichen Geschäftsmann. Einen Gentleman, der auf der Suche nach einer Frau war, einer großen Schönheit, mit der er seine Partner beeindrucken und seinem Haus Glanz verleihen konnte. Seinem großen, luxuriösen Haus. Einem Ort, an dem sie bis an ihr Lebensende glücklich sein würde.

Narcissa streichelte den Rand des Spiegels, als wäre er ein Haustier.

Oh ja. Sie hatte Pläne. Und dank ihres letzten *Investors* war sie deren Erreichung ein großes Stück näher gekommen.

Narcissa nahm das alte Korsett in die Hand, das sie schon lange nicht mehr trug und das auf ihrem Schoß lag. Sie hielt es ins Licht, um die Öffnung besser sehen zu können, die sie hineingearbeitet hatte. Mit dem kleinen Finger weitete sie den Spalt, um an das längliche Täschchen zu gelangen, das sich dahinter verbarg – eigentlich, um einen der Knochen aufzunehmen, die dem

Kleidungsstück seine Stabilität verliehen. Dieses Korsett jedoch hatte einen ganz besonderen Nutzen. Narcissa nahm den Rubin von dem schwarzen Samtkissen und schob ihn durch den Saum. Mit den Fingern arbeitete sie den Stein langsam durch die schmale Tasche und lächelte, als er sich schließlich zu den anderen Juwelen gesellte, die schon im Stoff verborgen waren. Wenn sie so weitermachte, hätte sie die kleine Tasche gefüllt, bevor sie Texas wieder verließen.

Sie fuhr mit den Fingern über die kleinen Erhebungen unter dem weißen Stoff und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Es sind die kleinen Dinge, die das Leben lebenswert machen.«

Kapitel 3

Der Puls von Titus beschleunigte sich, als er endlich unter dem hölzernen Querbalken durchritt, der als Eingangstor zur Diamond-D-Ranch fungierte. Der Coonhound auf seinem Schoß war während der letzten Meilen beängstigend ruhig geworden und Titus hatte Angst, dass es für ihn vielleicht schon zu spät sein könnte.

Das Farmhaus im Zentrum des Hofes sah aus wie immer, ein Stockwerk hoch, mit weißen Schindeln verkleidet, die schon seit Längerem einen neuen Anstrich gebraucht hätten. Eine überdachte Veranda zog sich um das Erdgeschoss herum, die hölzernen Abschlusskanten viel zu verschnörkelt und feminin für ein Haus, in dem eine Bande überalterter Viehtreiber lebte. Sieben an der Zahl, soweit er wusste, doch konnte sich das auch geändert haben, seit er das letzte Mal hier gewesen war. Doc sammelte ausgerangierte Cowboys wie ein Ranger Waffen. Es gab immer noch Platz für einen weiteren Bewohner. Einschließlich des finster dreinblickenden Kerls, der sich jetzt langsam aus einem der vielen Schaukelstühle erhob, die auf der vorderen Veranda verteilt standen.

»Sieh an, wen es mal wieder zu uns verschlagen hat. Der berühmte Ranger Kingsley gibt sich die Ehre.« Der alte Muffel konnte ein Zusammenzucken nicht ganz überspielen, als er sein rechtes Bein belastete und an das Geländer humpelte. »Wird auch Zeit, dass du dich mal wieder blicken lässt, Kleiner.« Er räusperte sich und spuckte aus.

»Schön, dich zu sehen, Jeb.« Titus tippte sich an den Hut und nickte dem Älteren zu, wie seine Mutter es ihm beigebracht hatte. Der ehemalige Viehtreiber mochte als Mensch etwas eigen sein,

doch er stand loyal zu den Männern der Diamond-D-Ranch und das brachte ihm den Respekt von Titus ein. »Ist Doc da? Ich habe einen Patienten für ihn.«

Skeptisch hob Jeb eine Augenbraue. »Wo?«

So sanft er konnte, legte sich Titus den verwundeten Hund auf den Arm, dann stieg er ab und hielt sich dabei nur mit der linken Hand am Sattelhorn fest.

Jeb's Augen wurden groß und alle Skepsis war wie weggeblasen. »Doc!« Er brüllte über die Schulter, während er die Stufen hinunterhumpelte. »Komm schnell. Und bring deine Tasche mit!«

Ein Schnauben erklang von der Hausecke her, begleitet von eiligen Schritten.

»Werden wir angegriffen?« Ein stämmiger Mann kam um die Ecke. Er schwang einen Besen wie eine Keule und seine Hosen-träger spannten sich über dem Unterhemd, das er anstatt eines Hemdes trug.

»Geh wieder schlafen, du alter Narr«, knurrte Jeb. »Niemand greift uns an.«

Angus ließ den Besen sinken, gähnte herzlich und kratzte sich an der Brust. »Und was soll dann dieses Geschrei?«

»Der Junge hat einen halb toten Hund dabei.«

Titus veränderte seinen Griff um den Patienten und ging auf das Haus zu. Nun hielt er das Tier in beiden Armen.

»Sieht aus, als wäre er eher *ganz* tot«, murmelte Angus.

Jeb schlug dem großen Mann auf den Arm. »Halt den Mund. Doc wird sich um ihn kümmern.«

»Er versteht sein Handwerk, so viel ist klar, aber er ist nicht der Allmächtige.« Angus nickte in Richtung Titus. »Der Kleine sieht so aus, als bräuchte es ein Wunder.«

»Nun, eine Person betet schon für ihn«, sagte Titus, als er die Verandastufen erklimmte und an das Versprechen der jungen Frau dachte. »Vielleicht kannst du auch ein paar Scheite auf dieses Feuer werfen.«

Angus hob eine Augenbraue, dann zuckte er mit den Schul-

tern, nahm den verbeulten Hut vom Kopf und presste ihn sich an die Brust. »Herr, wir treten vor dich, um deine Gnade für dieses erbarmungswürdige Tier zu erbitten. So jammervoll und ...«

»Nicht laut, du alter Depp.« Jeb schlug ihn schon wieder und erntete dafür einen finsternen Blick von Angus, der viel größer war als er.

»Von wegen Depp. Ich gebe dir gleich Saures, wenn du mich noch einmal schlägst.«

Ein dritter Graubart schlenderte aus dem nahe gelegenen Garten herbei, ein zurückhaltendes Lächeln auf den Lippen. »Jungs, seid doch nicht so gereizt.«

Jeb und Angus drehten sich zu ihm um und knurrten wie aus einem Mund: »Halt dich da raus, Ike.«

Der dürre Mann mit den blitzenden Augen lachte leise in sich hinein. »Seht ihr? Ich wusste doch, dass ihr beide euch schnell wieder einig sein würdet.«

Als Titus den Hund vorsichtig auf der Veranda abgelegt hatte, schwirrte ihm bereits der Kopf von all dem Geschnatter. »Doc?«, rief er nun selbst in Richtung des Hauses. »Kommst du?«

»Gütiger Himmel! Kein Grund, das Haus zusammenzuschreiben.« Die Stimme erklang durch das offene Fenster, eine Sekunde bevor die Haustür geöffnet wurde. »Ich habe euch schon beim ersten Mal ... Titus?«

Doc war der einzige Alte auf Diamond D, der keinen Vollbart trug. Nur einen Schnauzer und eine Brille – zumindest, wenn er sich daran erinnerte, wo er sie hingelegt hatte. Die Augen des Mannes wurden so rund wie das Glas seiner Sehhilfe, als er die Tür aufwarf.

»Wo bist du verletzt, Junge?« Er ließ seine Arzttasche fallen und kniete sich neben Titus, ergriff dessen Schulter. »Klinge oder Kugel?« Seine Augen suchten Titus nach einer Verletzung ab.

»Kugel. Aber diesmal bin nicht ich dein Patient, Großvater.«

Titus drehte sich und legte vorsichtig seine Hand auf den Brustkorb des Hundes, erleichtert, dass dieser sich noch hob und senkte. »Um ihn musst du dich kümmern.«

Doc beugte sich vor und richtete die Brille auf seiner Nase. »Ein Hund?« Er schüttelte den Kopf, nicht aus Ablehnung, das Tier zu behandeln, sondern um Titus klarzumachen, dass er sich nicht allzu große Hoffnungen machen sollte. »Die Anatomie von Tieren ist vollkommen anders als die von Menschen.«

Titus sah seinen Großvater fest an, genau wie damals mit acht Jahren, als er einen Vogel mit gebrochenem Flügel gefunden hatte. »Er ist in einen Schusswechsel geraten, als wir in Walnut Springs ein paar Bankräuber gestellt haben. Ich fühle mich für ihn verantwortlich.«

Doc erwiderte den Blick von Titus. »Erzähl mir nichts, Junge. Niemals hättest du diesen Hund getroffen. Nicht einmal aus Versehen.«

Weil Enoch Kingsley ihn seit dem Tag seiner Geburt kannte. Denn er hatte ihn auf die Welt geholt.

»Ja, gut. Aber ich kenne dich auch«, erwiderte Titus. »Und ich weiß, dass du dieses Tier nicht sterben lassen wirst, nur weil es haariger ist als deine üblichen Patienten.«

»Wie recht du hast.« Docs Gesicht spannte sich an und er griff zu seiner Arzttasche.

Dies war ein Mann, den Titus liebte und respektierte. Ein Heiler, mit dem Herz eines Rangers. Ein Streiter, der sich jedem Kampf stellte, egal wie aussichtslos er auch sein mochte.

Eine vier Jahre alte Erinnerung durchzuckte ihn: Doc, der sich über Tate beugte und mit aller Kraft auf den Brustkorb des jungen Mannes drückte, um das Herz seines Enkels wieder zum Schlagen zu bringen. Der Vater von Titus war es gewesen, der ihn dann irgendwann von dem Toten weggezogen hatte. Und der dann die Worte ausgesprochen hatte, die niemand in der Familie hatte hören wollen. »*Er ist tot, Dad.*« Doc war neben Tates Bett zusammengebrochen, hatte sein Gesicht in der Matratze

vergraben und immer wieder »Es tut mir leid« gemurmelt, bis seine Stimme von seinen Tränen erstickt worden war.

Am nächsten Tag hatte er sein Schild abgeschraubt und seine Arztpraxis geschlossen.

»Erst mal müssen wir die Wunde reinigen«, sagte Doc und holte Titus zurück in die Gegenwart. »Angus, setz einen Kessel auf, dann bring mir eine Schüssel heißes Wasser, Seife und Handtücher.«

Bei dem groß gewachsenen Mann war alle Müdigkeit verschwunden und er nickte mit ernstem Gesicht, bevor er ins Haus eilte.

»Jeb, du musst den Kopf des Hundes festhalten. Wenn er aufwacht, könnte er aggressiv werden, also achte auf seine Zähne.«

»Ich weiß, was zu tun ist«, knurrte Jeb, doch ein Strahlen trat in seine Augen, das an die alten Zeiten erinnerte, als er einer der meistgebuchten Viehtreiber des Landes gewesen war. Ihm war es wichtig, eine Aufgabe zu haben.

»Titus, halte seinen Unterkörper fest und dreh seinen Bauch so, dass ich ohne Behinderung arbeiten kann.«

Titus veränderte seine Position und packte mit sanftem, aber bestimmtem Griff die Hüfte des Hundes. »Alles klar.«

»Gut.« Doc zog eine Schere aus seiner Arzttasche und machte sich an der Bandage zu schaffen. »Und jetzt lasst uns sehen, womit wir es zu tun haben.«



»Hat man es denn nur mit Amateuren zu tun?!«

Auf Madame LaBelles lautes Kreischen hin eilte Penelope aus dem kleinen Zelt, das für die weiblichen Mitglieder der Truppe bestimmt war. Nach ihrem kleinen Ausflug war sie von oben bis unten mit Erde und Schmutz bedeckt gewesen und hatte dringend ein Bad gebraucht und die Kleider gewechselt, bevor sie sich bei ihrer Arbeitgeberin zurückmelden konnte. Schnell schnapp-

te sie sich noch die weiße Haube und drückte sie sich auf den Kopf, während sie zum privaten Bereich der Schauspielerin lief. Sie duckte sich unter der Zeltklappe hindurch und wäre fast von einer fliegenden Haarbürste getroffen worden. Geschickt wich sie aus und ersparte sich damit eine Beule an der Stirn, doch die Kostümbildnerin der Truppe hatte nicht so viel Glück gehabt. Sie hatte eine rote Schwellung auf ihrer Wange. Hatte Narcissa die Schneiderin etwa geschlagen? Normalerweise schrie sie nur und warf mit Dingen um sich, doch der Abdruck in Mildreds Gesicht ließ vermuten, dass dieses Mal die Situation eskaliert war. Vielleicht lag das an der halb geleerten Weinkaraffe, die auf Narcissas Nachtschrank stand.

»Du inkompetente, idiotische ...«

»Madame?« Penelope eilte an die Seite der Schauspielerin und zog sie von Mildred weg. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

In den letzten sechs Monaten hatte Penelope gelernt, wie sie mit den Launen ihrer Chefin umzugehen hatte. Am besten ahnte man ihre Wünsche und Bedürfnisse voraus und erfüllte sie, bevor man überhaupt darum gebeten wurde. Leider wusste sie im Augenblick nicht, worum es ging, und sie bezweifelte, dass ein einfaches Fußbad die Situation würde entspannen können.

»Penelope, sehen Sie nur, was sie mir angetan hat!« Madame LaBelle drehte sich um, um Penelope einen vollen Blick auf das Kleid zu gewähren, das sie morgen Abend auf dem Ball in der Kerr Hall in Granbury tragen sollte, den man ihr zu Ehren veranstaltete.

Die Truppe sollte am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang aufbrechen, um dann mittags in Granbury anzukommen, wo ein zweiwöchiges Engagement anstand. Doch nach dem Drama zu urteilen, das die Schauspielerin hier veranstaltete, war irgendetwas an dem Plan schiefgelaufen.

Madame LaBelle deutete mit weit gespreizten Fingern auf sich selbst. »Sie sollte dafür sorgen, dass ich sinnlich aussehe, nicht

vulgär.« Sie wandte sich wieder zu dem übergroßen Spiegel um, der an ihrem Frisiertisch angebracht war. »Ich sehe aus wie eine Dirne.« Trotzdem drehte sie sich hin und her und begutachtete ihr Äußeres.

»Wir werden es bis morgen Abend nach Ihren Wünschen abändern, Madame.« Penelope gab dieses Versprechen ohne den geringsten Hinweis darauf, dass es vielleicht nicht gelingen mochte. »Ich werde Mildred persönlich unterstützen.«

Narcissa beäugte sie einige Sekunden aus dem Spiegel heraus, bevor sie zu einer Entscheidung kam. »Also gut. Aber ich mache Sie persönlich verantwortlich dafür, Miss Snow. Wenn mir das Kleid nicht gefallen sollte, ziehe ich die Kosten dafür von Ihrem Gehalt ab.« Ihr Blick forderte Penelope heraus, die Augen zu senken.

Penelope hob das Kinn. »Ich werde Sie nicht enttäuschen, Ma'am.«

»Das will ich Ihnen auch geraten haben.« Sie wandte sich von dem Spiegel ab und streckte ihre Arme aus. »Und jetzt helfen Sie mir aus diesem unsäglichen Fummel. Ich brauche frische Luft.«

Penelope eilte vor und fing an, das Ballkleid aus tiefroter Seide und schwarzer Spitze aufzuknöpfen. Es hatte wahrscheinlich weitaus mehr gekostet, als sie hier bisher verdient hatte. Als ihre Chefin sich aus dem Kleid geschält hatte, reichte Penelope es an Mildred weiter und reichte ihrer Arbeitgeberin etwas zum Anziehen, das mehr dazu geeignet war, einen Spaziergang am Fluss zu machen. Weder sie noch Mildred sprachen ein Wort, bis die Schauspielerin gute zehn Meter vom Zelt entfernt war.

Penelope ließ die Zeltklappe fallen, dann wandte sie sich zu Mildred um, um ihr noch einmal ihre Hilfe anzubieten, doch der niedergeschlagene Ausdruck auf dem Gesicht der älteren Frau ließ sie innehalten.

»Das hättest du nicht tun sollen.« Mildred schüttelte den Kopf. »Was sie erwartet, ist unmöglich.«

Penelope trat einen Schritt näher. »Ich habe Erfahrung mit Nadel und Faden. Bestimmt schaffen wir beide es ...«

»Du verstehst nicht!« Mildred umklammerte das Mieder des Kleides mit beiden Händen und hielt es Penelope unter die Nase. »Diesen Halsausschnitt habe ich schon dreimal abgeändert. Von eckig zu rund. Er lag nämlich nicht richtig. Dann habe ich Abnäher eingefügt, aber die haben unter den Armen gekniffen. Dann sollte ich den Ausschnitt vertiefen, um ihre *Vorzüge* in Szene zu setzen, und jetzt wirft sie mir vor, dass ich sie wie eine Dirne aussehen lasse. Um das Kleid perfekt anzupassen, müsste sie es anziehen, doch das lehnt sie strikt ab. Sie meint, das Kleid sei schon für sie angepasst worden und das reiche, da sie nicht wieder ihre kostbare Zeit für eine aufwendige Anprobe verschwenden wolle.«

»Hast du eine Schneiderpuppe? Können wir damit vielleicht arbeiten?«

»Es gab nicht genug Platz für so große Gepäckstücke. Ich musste die Puppe zusammen mit meiner Singer-Nähmaschine in Chicago zurücklassen. Da alle Kostüme bereits geschneidert waren, hätte ich auch nicht damit gerechnet, dass ich sie brauchen würde. Ich sollte nur kleine Änderungen vornehmen oder wenn etwas zu flicken war. Es ist hoffnungslos.«

Penelope sah sich suchend im Zelt um. Irgendwie mussten sie diese Aufgabe bewerkstelligen. Sie hatten keine Schneiderpuppe, aber vielleicht ... »Wir brauchen ein Double.«

»Was?«

Penelope grinste. »Ich vertrete Madame manchmal während der Proben, wenn sie zu erschöpft ist. Ich könnte das Gleiche mit dem Kleid tun.«

»Das ist ein netter Gedanke, aber du hast nicht die Gleichen ... Vorzüge.« Mildred beugte Penelopes sackförmiges Kleid. »Du hast nicht einmal eine Hüfte. Ich könnte niemals ...«

Mildreds Stimme erstarb, als Penelope den Stoff ihres Kleides am Rücken zusammenraffte und so ihre Figur offenbarte.

»Oh ...« Mildreds Flüstern ließ Hitze in Penelopes Wangen

aufsteigen. Sie umrundete Penelope und ihr Schneiderinnen-
auge nahm automatisch Maß, als es die schmale Taille und die
Oberweite abschätzte. »Das könnte funktionieren. Du bräuchtest
ein anständiges Korsett. Etwas von Madame, damit das Kleid an-
schließend auch wirklich sitzt.«

Penelope eilte zur Kleidertruhe der Schauspielerin und durch-
suchte die farbenfrohe Unterwäsche. So extravagant wie ihre Be-
sitzerin. Penelope konnte sich nicht vorstellen, etwas davon zu
tragen. Allein schon das Kleid war skandalös genug, doch dann
auch noch Unterwäsche zu tragen, die allein darauf angelegt war,
Männer zu verführen, war ... sündhaft. Hatte Madame kein altes
Korsett? Etwas Einfaches und Gewöhnliches? Penelope entdeckte
ganz unten in der Truhe einen weißen Stoff und nickte zufrieden.

Sie zog an dem Korsett und warf Mildred einen schnellen Blick
zu. »Wir müssen uns beeilen.«

Mildred grinste. »Ich verschließe die Zeltklappe. Und du ziehst
diesen Fetzen aus und das Ballkleid an.«